

Hans Pleschinski
Ludwigshöhe
Roman
C.H. Beck Verlag
München 2008
ISBN 978-3-406-57689-8
579 Seiten

Textauszug
S. 7-26

1.

«Waren Sie schon Patient bei uns?» Die Sprechstundenhilfe fand die Antwort auf ihre Frage in ihrer PC-Kartei. «Nehmen Sie bitte im Wartezimmer Platz.»

Ulrich Berg griff eine Illustrierte und setzte sich. Junge Menschen waren offenbar auch in der Zahnarztpraxis von Dr. Gessler rar. Zwei ältere Damen und zwei junge Türkinnen mit Kopftuch vertieften sich wieder in ihre Lektüre, wisperten in ihrer Sprache. Ein Rentner in hellblauem Sakko starrte auf ein gerahmtes Foto von einem Wasserfall.

Für Ulrich Berg war es kein Problem, unbemerkt die schwarzen Karten aus seiner Jackentasche zu ziehen. Unauffällig schob er sie beim Durchblättern der Zeitschrift für Segelsport zwischen die Hochglanzseiten. Mit einem Räuspern legte er *Sail & Cruise* zurück und nahm sich vom Stapel die Postille der AOK. Noch drei seiner Kärtchen, im Format von Visitenkarten, opferte er für dieses Druckerzeugnis und diesen Ort. Nun konnte auch bei Dr. Gessler ein späterer Patient beim Warten und Blättern das stabile schwarzglänzende Kärtchen in Händen halten und in freundlich geschwungener goldener Schrift lesen:

Reicht es? Reicht es wirklich?

Und nicht mehr weiter?

Kein Weg mehr? Aber prüfen Sie sich.

Alles in Ruhe.

Wenn Sie verstehen, verstehen Sie.

Es folgte die Telefonnummer.

Lange hatten sie über den Wortlaut gestritten. *Wenn Du verstehst, verstehst Du*, hatte Monika vorgeschlagen. Doch Clarissa hatte sich durchgesetzt: «Wir haben kein Zeltlager aufgeschlagen. Je distanzierter der Ton, desto wohltuender für alle.» – Beim Gewicht der Mitteilung konnte der Wortlaut niemals angemessen geraten. Letztendlich waren die Fragen und Andeutungen ebenso dezent wie eindringlich formuliert. *Wenn Sie verstehen ...* Frau Fontanelli hatte verstanden und lebte nicht mehr.

Bei Zahnärzten war auf alle Fälle Trostlosigkeit versammelt. Natürlich auf ganz andere

Weise als in Arbeitsagenturen. Doch in der Kapuzinerstraße war er bereits um acht Uhr früh gewesen. Im Grunde hätte er für sich selbst dort eine Wartenummer ziehen können.

«Nur den Zahnstein?» fragte von der Tür die Helferin. Ulrich Berg war aufgestanden: «Ich werde nachmittags wiederkommen.

Ich hätte fast einen wichtigen Termin vergessen.» Er blickte sich noch einmal um. Eine Muslima im Keller – das hätte gerade noch gefehlt.

Der Mittvierziger war seit einer Woche darin geübt, mit freundlichem Lächeln an Praxispersonal vorbei wieder in Treppenhäuser und ins Freie zu verschwinden. Nur in Garmisch, bei einem Internisten, war ihm eine Praktikantin nachgelaufen. «Ihr Schlüsselbund ist rausgefallen.»

Die Aprilsonne wärmte kaum. Er klappte den Fellkragen hoch und zog die Cordjacke zu. Ein Wind ging. Er hätte es genossen, wenn ihm die dicken blonden Locken vor Stirn und Augen geweht wären. Tempi passati. Das Haar war längst dünner geworden und nur noch wellig. Die Erschlaffung paßte zu den umknitterten Augen, den dünner gewordenen Lippen und den Schulterverspannungen. Im Zusammenspiel machten diese Spuren der Zeit männlicher, jedenfalls hatte Robert Redford diese Deutungsrichtung vorgelebt. Frühere Detaileitelkeiten, die bei selbstgewisser Jugendlichkeit, guten Zähnen, munterem Blick gar nicht nötig gewesen wären, wandelten sich vor dem weiteren Schrumpfen und Vergrauen womöglich zu einer defensiven Gesamteitelkeit.

So weit war es wohl noch nicht.

Die Jeans saß gut.

Ulrich Berg bog in die Maximilianstraße. Die Staatsoper war mit grünvioletten Phantasiefahnen beflaggt. Rechter Hand auf dem Isarhochufer breitete der Bayerische Landtag seine steinernen Arme aus. Die Goldmosaiken schimmerten schwach. Die gesamte Prachtmeile, auch wenn man es nur flüchtig wahrnahm, blieb der beeindruckende Willensakt eines Königs, etwas Imposantes, Schönes und Einmaliges zu hinterlassen. Mitunter konnten Fassaden, Kolonnaden, Illusionen das Leben zusammenhalten, wenn es im Inneren wackelig wurde. Aus dem Schein konnte wieder ein Sein erwachsen. Das war zumindest ein spätmonarchistischer Vorschlag der

Wittelsbacher, die Prunkschneisen in Gehölz, Äcker, Dumpfheit und Unwillen geschlagen hatten. Im nachhinein war jeder froh, daß die Steuergelder unerbittlich zu Säulen und Statuen geworden waren.

Ulrich Berg gewährte die Auslagen bei *Vuitton*. Einige der Hemdenstoffe, erkannte er, stammten aus den toskanischen Webereien in Prato. Vom Schnitt her waren sie Konfektionsware zum dreißigfachen Preis. Nicht weit davon entfernt hatte Moshammer gewirkt, der schneidernde Wiedergänger des Märchenkönigs. Im Schaufenster, zwischen Schlipsen und Blazern, hatte Ulrich vorzeiten auf einem neobarocken Schemel Daisy, den gleichfalls medienerprobten Yorkshire des erdrosselten Couturiers, schlummern sehen. Der Bayer, der schließlich auch noch Schlager hatte trällern wollen, hatte Mut zu sich selbst bewiesen. Neuere Paradiesvögel erschienen flügellahmer, wurden für immer kürzere Starphasen noch öfter abgelichtet und endeten oft genug in Reihenhäusern. Wo blühte noch belebender Wahnsinn?

Streusplitt der vergangenen Wochen knirschte unter den Stiefelsohlen. Gekehrt wurde offenbar monatlich. Müßiggänger, Kunden, die bei *Bulgari*, *Vuitton* und *Pralinen-Cordes* für ihre Lebensbelohnungen das Geld ließen, waren am Montagmorgen kaum zu sehen. Angestellte an Kassen und vor Regalen ordneten bereits geordnete Zettel und Blusen.

Der Schlag traf ihn in die Kniekehle. Schon schlenkerte der Stockschild einer Passantin ein Stück vor ihm. Die Frau im Schottenponcho wandte sich nicht einmal um. «Blöde Kuh», zischte er und rieb sich das Gelenk. Vorm Einbiegen ins Kosttor hupte ein Volvo eine Radfahrerin aus dem Weg, die ins Trambahngleis geriet, sich aber wieder fing. Auf der gegenüberliegenden Straßenseite schaute vor den *Vier Jahreszeiten* ein Taxifahrer zu, wie eine alte Dame mit Hut und Gehstock in den Fond einzusteigen versuchte.

War es der Wochenanfang?

Kündigte sich Föhn an? Bereits in der S-Bahn hatten einige Fahrgäste so gewirkt, als würden sie es, wenn man ihnen ein Stilett in die Hand drückte, dem Mann oder der Frau gegenüber sofort in den Bauch rammen. Natürlich war die Stimmung im tiefen Winter in den öffentlichen Verkehrsmitteln noch geladener. Dann wußte man oft nicht mehr, was in vielen Gesichtern überwog. Haß oder Selbsthaß. Die Gründe konnte keiner so recht

benennen. Freudlosigkeit, Übersättigung, eine neuartige Geschundenheit? Ein so tiefer Grimm trat zutage, daß man fürchten mußte, mit hineingezogen zu werden.

Er wandte sich um. Einige der Lackkärtchen konnte er in der *Kulisse* deponieren.

Der Modedesigner, mit ein paar Heimaufträgen für Strickwaren von *H&M* und *Escada* bedacht, betrat das Café, das den Kammerspielen vorgelagert war. An einem Fenstertisch saß ein TV-Krimikommissar, der mit seinem jüngeren Kripokollegen, beide leger und verständnisvoll, da und dort in München dem Gesetz zu einem Sieg verhalf. Neben einer Tasse, aus der das Teebeutelkett baumelte, unterstrich der Schauspieler mit Schwung Zeilen auf den Blättern eines zerfledderten Papierstapels. Ein Drehbuch, der Text für eine abendliche Lesung? Auf irgendeine prominente Gestalt stieß man hier immer. In eine rothaarige Frau, natürlich faltiger als auf dem Bildschirm, hatte er einmal unwillkürlich Senta Berger projiziert. Als sie mit ihrem Begleiter ging, hatte sie jedoch spanisch gesprochen und ein Bein nachgezogen. Weiter hinten, am Gang zum Theaterfoyer, frühstückte eine auch durch Interviews mit Fotos bekannte Schriftstellerin. Sie war wegen ihrer sinnlichen Geschichten beliebt. Furiose Jahre in Mexiko wurden ihr nachgesagt, eine schwankende Zahl von Ehen und Liaisons. Jetzt tunkte sie, mit einem Lächeln wie für sich selbst, ein Croissant in den Milchkaffee. Ein pompöser roter Pulli mit weitem Umschlagkragen.

Nach dem frühen Aufstehen trank Ulrich Berg einen Espresso an der Bar. Hunger spürte er nicht. Er schob einige der Kärtchen mit den goldenen Lettern in die Speisekarte neben sich. *Reicht es? Reicht es wirklich?* ... Besonders Künstler, Theaterpublikum, Intellektuelle, empfindsame Menschen waren anfällig und hilfsbedürftig.

Ihnen konnte in diesem harten, schweren, oft unerträglichen Leben geholfen werden. In gewisser Weise. Ulrich Berg wollte nicht über Konsequenzen seines gefährlichen Tuns nachdenken. Verdrängung war ein Göttergeschenk. Und selbst heikelste Zeiten gingen vorüber. Strafrechtlich war er nicht zu belangen. Zumindest wollte er es hoffen. Er starrte auf seine Hände. Entsetzlich! Aber es waren nur Werkzeuge. Er zerkaute das Anisplätzchen, bevor es nach einem Schluck Kaffee unter den Tassenboden rutschte. Gemocht hatte er die Italokiesel noch nie. Hinter der Theke wurde geschäumt, gequirrt

und gemixt. Ganz Deutschland schien einem Cappuccino-, Schümli- und Latte-Macchiato-Rausch verfallen zu sein, wobei man nie wußte, ob diese Schlabbergetränke wach oder müde machten.

Egal, völlig. Und auch nicht.

Sein Blick löste sich von dem mollig dickwolligen Rot der Autorin, die mit dem Messer anscheinend einen Klacks Marmelade von ihrer Zeitung entfernte.

Bald würde er wohlhabend, ja reich genug sein, um sich in Brasilien – oder wo auch immer – das Frühstück im Bett servieren zu lassen. In modernem Silbergeschirr. An Trüffelpastete auf dem Toast, frische Langustenteile am Morgen würde er sich sicher rasch gewöhnen. Er müßte dann aufpassen, nicht träge zu werden. Nach einigen Fitnessübungen, Schwimmszügen im Meer könnte er unterm Sonnensegel auf einer Terrasse frühstücken. Es würden sich – in Bahia, Acapulco, auf den Seychellen – Bekannte, Freunde finden, mit denen wechselweise der Brunch verabredet würde. Zwanglos, vor Ausflügen, mit dem Boot.

Eine Kolonne schwarzer BMWs passierte das Café. Wahrscheinlich war der Ministerpräsident mit einem Gast auf dem Weg von der Staatskanzlei, seinem Isar-Kreml, zu einem Landtagsempfang. Zumindest innerhalb des Freistaats, des heldenhaft minimalsoveränen, der aber tatsächlich erheblich größer war als Sachsen oder Rheinland-Pfalz, meinten manche, daß auf solchen Fahrten auch Weltpolitik betrieben würde. In jedem Falle betraf sie mit diesem oder jenem Beschluß den einen oder anderen, und man mußte – was die Unversehrtheit der Person, ihre Würde, die staatsbürgerlichen Rechte und Pflichten anging – als Wähler immer allerorten wachsam bleiben.

Nein, es war wirklich nicht Senta Berger, die hereinkam. Es war die Spanierin, mit einem orthopädischen Schuh, die offenbar in der Nähe wohnte.

Ulrich legte drei Münzen auf den Thekenmarmor. Einige der Lackkärtchen behielt er für Rückfahrt, Bahnhof und S-Bahn in Reserve. Clarissa hatte alles im Griff. Besonders in diesem Fall war es gut, Macht an die Frauen abzutreten. Sie konnten drakonischer sein. Den Joppenverschluss wieder zu. Köstliche Tafelsülze mit Zwiebelringen wurde an ihm vorbeigetragen. Beim Überziehen der Handschuhe kam es ihm vor, als wären die

Stadtteile bereits von Kärtchen überschwemmt.

2.

Schäftlarn-Ebenhausen, im Süden Münchens, wurde bundesweit nicht nur durch sein *Forum Wissenschaft und Politik* bekannt. Als Teil der Ortschaft Schäftlarn gehörte auch die gleichnamige Benediktinerabtei zu dieser oberbayerischen Doppelgemeinde. Wohlerhalten und gepflegt, beherrschte das Klostergeviert mit prächtiger Basilika und dazugehörigem Biergarten das Isartal und lockte an Schönwettertagen die Ausflügler an, die ihre City-Räder, Mountainbikes, Kawasakis, manchmal Tandems und sogar rikschaähnliche Vehikel vor der Maß oder Apfelschorle mit dicken Ketten am Autoparkplatz abschlossen.

Im Tal, unter den bewaldeten Hochufern und in der Nähe von Fluß und Kieselstränden, lag ein Stück Paradies auf Erden. Wer im Freundeskreis, zu zweit oder auch allein bei Wurstsalat, Krustenbraten, Brez'n und Weizenbier im Schatten von Kastanien ins explodierende Grün schaute und sich dem Alltag entwunden hatte, brach nur widerwillig und immer leicht trunken zur Weiterfahrt oder Heimkehr auf. Wenn man neuerlich in die Pedale trat und schlenkernd steil bergauf radelte, nahm man schon unter Schweiß Abschied. Manche gaben nach Hopfen und Malz und einer halben Ente in Schäftlarn das Strampeln auf und schoben erst einmal. Andere, plötzlich von Sonne, Luft und Weißweinschorlen ermattet, schlugen sich neben der Straße aufs Geratewohl in die Büsche, ließen sich ins Gras sinken und schliefen, oftmals noch mit Fahrradhelm auf dem Kopf. Über die seligen Sommerschlummerer zwischen bayerischem Holunder tönte der Stundenschlag der Benediktinerglocke.

Oberhalb des kleinen Elysiums, wo Eltern nicht mehr ihre tobenden Kinder bändigten, Katzen auf die Bänke sprangen, aus vorbeifahrenden Autos Musik verhallte, oberhalb der Haarnadelkurven und schon jenseits der S-Bahn-Gleise wuchs Ebenhausen ins hügelige Land hinein. Die Zahl der Alteingesessenen war klein. Im oberen Ortsteil hatten sich Manager, Banker und Professoren angesiedelt, die in ihre Konzernzentralen und Universitätsbüros pendelten. Ein energisch-moderner Opernregisseur hatte sich mit

seinem Lebensgefährten in Ebenhausen niedergelassen, empfing im früheren Bauernhaus berühmte Dirigenten und Sänger zwischen Inszenierungsmodellen in den Kellerräumen, feierte mit den Künstlern bis ins Morgengrauen. Die Fensterläden waren verriegelt, wenn sein Mieter in London *La Traviata*, *Woyzeck* an der Met oder *Salome* im Mariinski-Theater von Petersburg in Szene setzte. Einmal, nach einem musikalischen Zechgelage, zu dem auf Einladung auch zwei, drei junge Taxifahrer als Liebesengel dageblieben waren, war eine der famossten Schubertinterpretinnen den Gartenhang hinabgetaumelt und im Frühtau neben einer mittelmäßigen Stahlskulptur wieder aufgewacht. Die Milch wurde von einem Gehöft nebenan morgens vor die Tür gestellt.

Im Ort wirtschafteten weiter einige Landwirte, die Eier- und Gemüsedirektverkauf betrieben, so daß neben Porsches Hennen scharzten und Frühsporler in einem Bogen um eine ehrwürdige Kuh liefen. Bei insgesamt vielleicht dreitausend Einwohnern waren gerade die neueren Anwesen so angelegt, daß die Jogger oder Passanten keinerlei Einblick ins Hausinnere nehmen konnten. Föhrenreihen hinter Jägerzäunen versperrten jede Sicht. Um Terrassen sproß hoher Bambus. Die Metalljalousien mancher Doppelhaushälfte öffneten sich monatelang nicht. Was hinter dem Aluminium stattfand, konnte man gelegentlich nur mutmaßen, und jede Mutmaßung mochte stimmen. Hinter Geranienkästen lebte, verheiratet mit einem Gefäßchirurgen, die Tochter des letzten DDR-Notenbankpräsidenten. Vor Jahren hatte die Polizei einen Mann in seinem vermüllten Haus gefunden, wo er von einem Turm *Neue Revue*, die er seit 1960 gesammelt hatte, erschlagen worden war.

An der Hailafinger Leite vernahm man an manchem klaren Morgen Richard Strauss' *Alpensinfonie* oder Streicherwogen von Anton Bruckner und durfte sich sicher sein, daß hinter der Giebelverglasung beim Anblick der fernen Alpenkette jemand träumte. Im dunklen Berggezack leuchteten noch im Sommer Schneefelder. Und selbst für denjenigen, der diese gewaltige Gesteinsformation im Süden nicht schätzte, für den die Alpen eine abweisende, dumpfe Schluchtenansammlung waren – deren Schroffheit jahrhundertlang nur gefürchtet gewesen war –, selbst für denjenigen, der Bergsport mit verletzungsträchtiger Zeitverschwendung im Naßkalten gleichsetzte, grüßten die Karwendelgipfel schon als Vorposten Italiens. Hinter den Graten und Gletschern lagen

Verona, Mantua, spiegelte der Lago Maggiore Palmen. Vielleicht war es ebenso betrüblich wie sinnvoll, daß es Sperren zwischen dem einen und dem anderen Daseinsgebiet gab. Die Felsgrenze brachte Ziele, Wünsche und Selbstbesinnung hervor. Fern oben fauchte ganzjährig ein Wind.

Libellen flimmerten über letzten Pfützen. Ein makelloser Maitag kündigte sich an. Es mochte sechs Uhr sein.

Das Anwesen auf der Ludwigshöhe war sicherlich eines der malerischsten und verschwiegensten am Ort. Sogar wißbegierige Frühaufsteher, die ihren Hund zum Spaziergang geweckt hatten, konnten von der schmalen Asphaltstraße aus kaum abschätzen, ob der Garten sich hinter dem Haus fortsetzte, ob hinter Bäumen die noch feucht schimmernde Teerpappe zum Dach eines Nebengebäudes oder bereits zum Nachbargrundstück gehörte. Die Buchsbaumhecke der Ludwigshöhe 3 gedieh dicht und mannshoch. Kastanienäste und Lärchenzweige ragten, wahrscheinlich gegen die öffentliche Maßgabe, über die Straße.

Bekannt war die Liegenschaft am Ortsrand unter dem Namen Ungarisches Haus. Die Bezeichnung, wenn sie denn irgendwo fiel, rührte von dem ungewöhnlichen Gartenzugang her. Das Tor war aus eng gefügten Latten gezimmert und braun lackiert. Über den hohen geschwungenen Flügeln spannte sich, aus nur einem Balken gearbeitet, ein dunkler Bogen, der durch bunte Schnitzereien die Blicke auf sich zog. Links und rechts der Jahreszahl 1911 sprangen Paare in Trachten Polka oder Csárdás. Die Beine fliegen und Bänder wehten. Falls die naive Gestaltung nicht kunstvoll beabsichtigt gewesen war, handelte es sich wohl um einen munteren Schreinerentwurf. Daß es sich bei den Gestalten, die Hände an Hut und Hüfte, um ungarische Mägde und Hirten handelte, ließ sich aus den üppigen Paprikagarben und Sonnenblumen schließen.

Vielleicht hatte ein bayerischer Fabrikant vor dem Ersten Weltkrieg seine ungarische Gemahlin aus dem Süden der k.u.k.-Monarchie durch dieses Tor in ihr neues Heim geleitet. Doch es hatte im Isartal zu jener Zeit auch manches Künstlerrefugium gegeben, sommerliche Unterschlüpfe voller Schaffensdrang, kosmischen Visionen, Amouren mit Dauergästen, Leidenschaften, Hinwendung zum Archaischen, plötzlichen

Todfeindschaften, Suff, Verbrüderung und Ernüchterung bei revolutionärem Nacktbaden. Lugte man zwischen Lattenpforte und Ungarntanz hindurch, war am Haus selbst kein fremdartiger Einfluß erkennbar. Gelb leuchtete es durch den alten Baumbestand. Wein umrankte Fenster. Da und dort wucherte er über die Dachschindeln. Das Ungarische Haus wäre nur ein viereckiger Klotz gewesen, hätten der Bauherr und sein Architekt den Fassadenecken nicht zwei Zwiebelhauben aufgesetzt. Spitz endete die linke Haube in einem Blitzableiter, der Wetterhahn auf der zweiten wies bei jeder Witterung festgerostet nach Westen.

Ein Wiesel huschte am Kellereingang vorbei.

«Aaaangst.» Das Schluchzen drang durch einen der grünen Fensterläden ins frühe Grün: «Aangst. Ich habe Angst ...» Die Stimme aus dem Innern verlor sich in Wimmern und Stöhnen: «Laßt mich ... Helft mir. Schlafen ... Aaaangst. Ruhe ... Aaah.»

Die Wehklage verstummte. Tauben ließen sich auf der Dachrinne nieder, gurrten. Nach kurzer Weile wurde ein Fensterladen aufgestoßen. Ein verschlafenes Gesicht lugte heraus. Eine Hand mit einem Stock wurde sichtbar. Nach einem dröhnenden Schlag gegen die Regenrinne schwirrte die Taubenplage zwischen den Wipfeln auf und davon. Der Haustürflügel war angelehnt. Eine Katze glitt über die Schwelle. Sie fand die gefüllte Milchschüssel auf dem obersten Treppenhalbrund. Beim Schlecken und Putzen im ersten Sonnenschein behielt sie beide Gestalten im Vorgarten im Auge.

Links vom Mittelweg kniete ein Mann unter der Blutbuche. Er trug einen dunklen Mantel und Schal. Reglos starrte er auf den Boden. Schließlich beugte er sich vornüber. Er stützte sich mit beiden Händen ab und ließ Kopf und Stirn langsam aufs Erdreich sinken. Seine Finger griffen, krallten sich ins feuchte Dunkle. Er sog den Duft des Humus ein. «Zu dir, zu dir, Mutter.» Er preßte seine Lippen auf Krumen und Gras. «Gute – Friedliche – Fürsorgliche ...» Er streckte sich der Länge nach aus, umfaßte einige Buchenwurzeln und drückte, mit einem Lächeln, seine Wange auf die Erde. Liebkosend verharnte er.

Auf der gegenüberliegenden Seite des holprigen Gartenwegs, neben der alten Remise, plätscherte im Sonnenlicht ein Wasserstrahl ins Rund des Beckens. Vor seinem bemoosten Granitrand hockte eine Frau in langem roten Kleid auf einem Tuch.

Langsam senkte sie mit geschlossenen Augen ihr Gesicht ins Wasser. Lange hielt sie es, ohne daß Luftblasen aufstiegen, zwischen die Seerosen getaucht. Mit einem Keuchen, bei dem sie ihr nasses blondes Haar nach hinten strich, zog sie ihr Gesicht wieder aus dem Nass. Wasser rann und perlte von der Haut. In stiller Ekstase murmelte die knapp Vierzigjährige: «Ich bin alles ... Ich bin nichts ... Alles löst sich auf. Wie gut. Selig!» Nach einem kräftigen Durchatmen tauchte sie ihren Kopf, das Haar im Nacken, erneut ins Becken.

Der Vogelgesang wurde vielstimmiger.

Die Katze räkelte sich auf der abgewetzten Fußmatte. Mit einem Satz war sie auf den Pfoten, fauchte und machte einen Buckel.

«Guten Morgen, Chouchou. Schon gefrühstückt?» Der Bukkel entspannte sich, das Tier schnurrte um ein Bein. Eine Frau im weißen Morgenmantel und in Pantoffeln sprach nach hinten ins Hausdunkel: «Furchtbar. – Herr Lehmann hat es gewagt. Das hätte ich nicht gedacht.»

«Die Stillsten sind oft die Entschlossensten», vernahm man von innen.

«Auch auffällige Fröhlichkeit verbirgt Abgründe. Ich kenne das von einer Kollegin.»

«Herr Lehmann war Steuerberater», sagte die männliche Stimme aus dem Unsichtbaren.

«Das bedeutet gar nichts, Herr Deutler. Wer ahnt, was sich in ihm abspielte.» Die Frau in notdürftiger Gewandung winkte in den Hausflur: «Sind Sie soweit? Kommen Sie.»

«Schulden? – Melancholie? – Die Frau weggelaufen? – Betrügereien?» Die Stimme klang knabenhaft.

«Er sprach nicht mehr», die Frau hob die Hände, «das ist es ja. Das Verstummen ist der Vorbote. Manchmal sind es aber auch die Worte, auf die keiner achtet ... Als ich gegen drei die Schritte, das Knacken hörte, dachte ich mir nichts dabei. – Kommen Sie endlich? Es ist jetzt hell.»

«Wir sollten warten, Frau Hoffmeister, wir sollten die anderen wecken.» Barfuß tappte Olaf Deutler aus dem Haus. Er trug nur Jeans. Sein magerer Oberkörper war unbehaart. Groß und tief lagen die Augen unter einem geschorenen Schädel. Seine Nasenflügel bebten. Der junge Mann hatte unruhig geschlafen.

«Nein, nicht gleich noch mehr Panik stiften.» Die Frau, die seine Mutter hätte sein können und sich ein weißes Handtuch zum Turban gewunden hatte, faßte ihren Begleiter bei der Hand: «Lassen Sie schlafen, wer schlafen kann. Es könnte die letzte Nacht sein.»

«Entsetzlich.»

«Das ist ein bißchen unpassend, Herr Deutler.»

«Arzt holen?»

«Dürfen wir nicht.»

«Was nun, Frau Hoffmeister? – Abschneiden?»

Für einen Moment blieben die Frau in Weiß und ihr Zimmernachbar, den sie – nach ihrem Spähen in den dämmerigen Obstgarten – wach geklopft hatte, unter der Türlaterne stehen. Bei der Blutbuche erkannten sie Herrn Kipphard, der die Wange ans Erdreich schmiegte. An der Fontäne übte sich Ute Wimpf in ihrer fi nalen Wassersymbiose.

Die Realschullehrerin aus Augsburg hatte sich Hilde Hoffmeister gegenüber in wenigen gehaspelten Worten als «leer» und «ausgebrannt» bezeichnet. Schüler hätten ihr nicht nur «mit Pfefferspray» aufgelauret, sondern ein «verkommener Zehntkläßler mit ebensolchen Eltern hat mir mit einer Schere ins Bein gestochen ... Aus Leidenschaft» sei sie Pädagogin geworden, nun habe sie Lust, «Zehn- bis Sechzehnjährige zu erschießen, einige, die einfach eine Glastür eintreten, auf dem PC Pornofotos des Kollegiums herstellen, beim Schulabgang *Go to hell Schaiß Knahst* in den Korridor schmieren», war es zornesrot aus ihr herausgepoltert. «Natürlich ist Augsburg-Oberhausen ein brenzliges Viertel.» Verrottet seien aber vor allem die Seelen. «Als eine Kollegin sich gegen den späteren Scherenstecher zur Wehr gesetzt hat, ist sie von dessen Eltern angezeigt und dann verhört worden. Bei solcher Verrohung und allgemeinem Desinteresse, die auch die Gutwilligen mit ins Tiefe und Blöde drücken», habe es keinen Sinn gehabt, als Geschichtslehrerin ... «die Idee eines einigen Europas auch nur anzudeuten. Nur noch mit Herzfl attern und Tranquilizern» habe sie die Klassen betreten. Eine andere Kollegin sei nach privaten und schulischen Fiaskos «vor den Zug gesprungen». Keinesfalls würde sie, Ute Wimpf, alle Schüler in einen Topf

werfen, «nie und nimmer. Es gibt die freundlichen Gemüter und ein paar willensstarke», insgesamt aber hätten die Unfähigkeit zur Konzentration und die Neigung zu Gewalt ein Ausmaß erreicht, «vor dem ich kapituliere ... Sie werden im Unterricht einfach angerülpst.» Eine Schere in der Wade. *Itallien* mit Doppel-L. Eltern, die an Saumseligkeit und Trägheit ihre Kinder noch überböten. – «Niedersachsen hat in Grundschulen Schlummerecken für Schüler eingerichtet, die sich überfordert fühlen.» – Wie solle da die Zukunft noch gemeistert werden? Hilde Hoffmeister und Olaf Deutler sahen, wie die nun ganz ruhige Lehrerin ihren Kopf im Zeitlupentempo wieder ins Naß des Granitbeckens senkte. Beinahe lustig plätscherte über dem Nacken das Wasser aus dem Rohr.

«Alles schon sehr extrem, Frau Hoffmeister.»

«Darauf kommt es nicht mehr an, Herr Deutler.»

«Wir leben noch.»

«Ein bißchen.»

Die Zimmernachbarn stiegen in Pantoffeln und barfuß die Steinstufen hinab.

«Ich meinerseits schaff's nicht, Frau Hoffmeister.»

«Das Leben? Oder das andere?»

«Sie sind eine willensstarke Frau.»

«Keine drei Monate ist es her, daß ich in die Klappe eingeliefert wurde. Eine lange Geschichte. Plötzlich, nein, nach und nach kannte ich mich selbst nicht mehr. Ich habe auf dem Geburtstag meiner Schwiegertochter das Geschirr zertrümmert. Ich habe die Gläser aus dem Wandschrank geschnappt und an die Wand geworfen. Eines nach dem anderen. Alle saßen erstarrt da. Ich habe zu Hause weitergewütet. Die Hormone? Aber sie hat mir vor zwanzig Jahren meinen Sohn weggenommen und einen Waschlappen aus ihm gemacht, der für jeden Schritt ihre Erlaubnis braucht. Soll die Niete doch. Ich habe alles satt.»

«Alles?»

«Ein Abenteuer bleibt mir noch.»

«Ein wunderschöner Morgen. Ein Geschenk des Himmels. Ist das ein Wiedehopf, Frau Hoffmeister? Mit rotem Schopf.»

«Da kenne ich mich nicht aus.» Die recht kräftig gebaute Frau schritt voran, der um einen halben Kopf kleinere Olaf Deutler lief ihr hinterdrein. Sie wandten sich in Richtung Obstgarten und passierten die Regentonne. Die Gehplatten lagen schief und erzwangen Schritte durchs feuchtkühle Gras. Hilde Hoffmeister wick Nacktschnecken aus. Hinter ihrer Schulter zuckten Olaf Deutlers Gesichtszüge.

«Vielleicht war er krank.»

«Er war verstummt. Er hat sich aufgegeben.»

«Freiwillig, Frau Hoffmeister, nicht.»

«Sie krabbeln so hinter mir her.»

«Ich krabbele nicht. Ich bin ein Mensch.» Der dürre halbnackte

Bühnenbildner mit hochgekrempeelten Hosenbeinen mußte auf blinkende Glassplitter achtgeben. Weinlaub strich über sein helles Stoppelhaar. Wer genauer hinblickte, konnte an seinen Handgelenken zwei längliche rote Striche erkennen.

«Ich werde den Anblick nicht mehr loswerden.»

«Stellen Sie sich dem Menschlichen, um so eher werden Sie es bewältigen. Ich gehe jedenfalls nicht allein nach hinten, Herr Deutler.»

«Das ist fortwährend die Frage ... Türmt man? ... Oder stellt man sich?» Der junge Mann schlang kurz die Arme um sich. «Auch dafür gibt es kein Rezept. Vorwärts ... am Birnbaum.» «Ich folge.» Aus einem Instinkt heraus bewegten beide sich nicht mehr

frontal auf den Nutzgarten zu. Sie schlichen seitlich an Wand und Wein entlang. Hilde Hoffmeister stieß sich am Gartenschlauchroller.

«Noch bin ich da», murmelte Olaf Deutler.

«Gott sei Dank», hörte er von vorn.

«Furchtbar. Ich hatte immer Lampenfieber ... Es hat mich um

gebracht. Ich habe, selbst bei kleinstem Etat, vorzügliche Bühnenbilder entworfen. Ab den Bauproben war ich aber nicht mehr ansprechbar. Ab den Beleuchtungsproben mußte ich zum Arzt ... Durchfall, Fieber, alles. Doch, es begann viel früher», hechelte

er, «ich war der Prügelknabe der Klasse ... Ich konnte mich nie durchsetzen. Vielleicht fühlen sich viele Bühnenbildner nur mittelmäßig oder schlecht ... Ich weiß nicht, was richtig ist. Nie! Alles beeinflusst mich, in entgegengesetzte Richtungen. Ich platze. Ich zerfalle. Alles ist falsch, oder auch nicht?»

«Jedenfalls sind wir noch nicht ganz verstummt», vernahm der zappelige Begleiter vor sich. Sie kamen unter dem vergitterten Speisekammerfenster vorbei.

«Mein letzter Auftrag war *Der Hauptmann von Köpenick* in Koblenz, ich habe nur noch die Entwürfe für den ersten Akt fertigbekommen ... «Ob das gut wird?» hat die Intendantin gefragt. Nach jeder Kritik hab' ich Magenkrämpfe bekommen. Weil ich's doch blendend machen wollte! – Vielleicht hat sie's gar nicht böse gemeint? – Vielleicht ist mein Schwanz zu klein, daß ich mich nie durchsetzen konnte...»

«Herr Deutler, nicht jetzt!» wurde er angeherrscht.

«Sie sind so entschieden.»

«Und außerdem glaube ich das nicht.»

«Doch, er ist nicht groß. Und wenn man Angst hat, daß er zu

klein ist, wird er immer kleiner. Und man selber gleich mit.» «Besinnen Sie sich!» «Eine

Tragödie. Wegen ein paar Zentimetern. Jedenfalls war

er, als wir uns beim Schulsport unsere Schwänze zeigten, weil ich so nervös war, ganz klein. Ich hab' schnell die Hände davorgehalten. Ein günstigerer Moment, und alles wäre anders gekommen oder auch nicht. Verstehen Sie die Misere? ... Ich kann nicht weiter.»

Die Luft im Schatten war kühl. Aber sie zitterten jetzt nicht wegen der Kälte. Hilde Hoffmeister umfaßte Olaf Deutlers Hand so fest, daß sein Gesicht schmerzhaft zuckte.

«Abschneiden und dann verbuddeln», flüsterte er: «Das war's dann. Entsetzlich. Er hat's hinter sich. Er ist im Dunklen, im Sanften. Gott wollte ihn zurück.»

«Herrn Lehmann?»

«Stop. Nicht weiter. Wir reden. Aber es wird übermächtig, Frau Hoffmeister. Ich habe ihm gestern noch ein Kissen gebracht. Er saß am Fenster. Ein feiner Mensch.»

«Was wissen wir schon?»

«Er saß reglos, im Anzug. Mit weißem Hemd und Krawatte. Überraschend zarten

Händen.» Olaf Deutler ließ sich gegen die Hauswand ins Weinlaub sinken. Er schloß die Augen, er bibberte, die Zähne knirschten. Frau Hoffmeister wagte die letzten Schritte allein. Vor ihr breitete sich das Obstgehölz aus. Es war ehemals mit Bedacht gepflanzt worden. Neben Pfälmenbäumen begannen Reihen von Schattenmorellen, Mirabellen und anderer Fruchtbäume zu grünen und zu knospen. Mattgraue feuchte schimmerten betagte Stämme. Scheiben eines Gewächshauses waren schmutzig blind oder zerbrochen. Die knorrigen Birnbäume gediehen mehr dem Wald zu.

Ein Gartenstuhl lag umgekippt im Gras. Der Steuerberater, den Frau Hoffmeister von ihrem Fenster aus schemenhaft erahnt hatte, war auch jetzt kaum zu erkennen. Karl Lehmann war gleichsam das Gesprengsel der Morgensonne zwischen Zweigen und Ästen. Das Einstecktuch ragte aus der Jackettasche. Die Schuhe glänzten geputzt, einen Meter über dem Boden. Frau Hoffmeister neigte den Kopf und faltete die Hände. Hinter ihr sang eine Stimme von der Wand – aber nur auf einem Ton, brüchig und unsicher, mit Schluchzen –, was vielleicht aus Kindertagen, dem Konfirmandenunterricht im Gedächtnis haften geblieben war:

«O Jerusalem, du schöne,
ach wie helle glänzt du!
Ach wie lieblich Lobgetöne
hört man da in sanfter Ruh!
O der großen Freud und Wonne,
jetzo gehet auf die Sonne,
jetzo gehet an der Tag,
der kein Ende nehmen mag.»